



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Frieden am Horizonte.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

seiner Art. Eine buntfarbige Abbildung ist auf einer Doppeltafel dem vorliegenden Werke beigegeben.

Der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts gehört die Marienkirche an, die schönste unter den drei Franziskanerkirchen des Ordenslandes, von denen die Kulmer die älteste, die Danziger die jüngste ist. Die Thorner ist eine dreischiffige, schlanke Hallenkirche mit einschiffigem, flachgeschlossenen Chor und mit kühnen Wölbungen. Der mit wahrhaftem Raffinement ausgestattete Westgiebel ist der Stolz der Thorner; aber technisch wie künstlerisch steht die Kirche weit hinter den ältern Bauten der Stadt zurück. Von hervorragender Schönheit ist das spätgothische Chorgestühl. Hier in der Marienkirche finden sich übrigens auch wie in der Sakobskirche die herrlichsten Renaissance-Holzschneidereien, deren Veröffentlichung dringend zu wünschen ist.

Was endlich die mittelalterlichen Privathäuser betrifft, so schwinden ihrer jetzt viele dahin, und ihre Zahl wird immer geringer. Wenn sich diese Entwicklung einmal nicht aufhalten läßt, so sollte man wenigstens darauf halten, daß kein älterer Bau niedergedrückt würde, der nicht zuvor genau gezeichnet und photographirt worden wäre. Gerade in Thorn, wo der Privatbau im allgemeinen dem hanseatischen Vorbilde folgt, zeigt sich eine Frische der Erfindung und eine Mannichfaltigkeit, die höchst beachtenswert erscheint.

Dies dürften im wesentlichen die Ergebnisse der Steinbrechtschen Untersuchung sein. Dieselben haben auf die weitgehendste Beachtung Anspruch, und man kann nur wünschen, daß der Verfasser recht bald die in Aussicht gestellte Fortsetzung seiner trefflichen Arbeit bringen möge. Wir sind zugleich der Meinung, daß sein Werk endgiltig mit der Meinung in Deutschland aufräumen werde, als biete der deutsche Osten keine hervorragenden Bau- und Kunstdenkmäler, und daß es ferner mehr noch, als bisher, die allgemeine Aufmerksamkeit auf die schönste und erhabenste Schöpfung der ostdeutschen Baukunst, die Marienburg, die eben jetzt von Steinbrecht in ihrem alten Glanze wiederhergestellt wird, hinlenken werde.

H. E.



Frieden am Horizonte.



eschichtliche Erinnerungen spielen in der Politik zwar nicht die Hauptrolle, haben aber immerhin von Zeit zu Zeit mehr Einfluß, als mancher glaubt. Als Thiers Ranke fragte, gegen wen die Deutschen nach Napoleons Gefangennahme bei Sedan noch Krieg führten, erhielt er von dem deutschen Geschichtschreiber die Antwort: Gegen Ludwig den vierzehnten. In Frankreich regt die Ausweisung der Prinzen die Gemüther auf, weil sich an die Herkunft der Familien Bourbon

und Bonaparte das Andenken an allerlei Großthaten der Vergangenheit knüpft. Jenseits des Kanals bemühen sich Gladstone und die irischen Homeruler das Werk zu erschüttern und zu zerbröckeln, das Strongbow vor Jahrhunderten aufgerichtete. Die Ansprüche Griechenlands, welche bis vor kurzem die Levante mit Krieg bedrohten, hatten keinen andern Grund für sich anzuführen als Erinnerungen an mittelalterliche Verhältnisse. Ganz in dasselbe Kapitel gehört es, wenn der Bürgermeister von Moskau seinen Zaren in öffentlicher Ansprache die Zeit ins Gedächtnis zurückrufen zu dürfen glaubt, wo auf der Kuppel der Sophienkirche, die jetzt die Hauptmoschee von Konstantinopel ist, das Kreuz glänzte.

Allerdings ist das würdige Stadthaupt einer im Rufe stark chauvinistischer Gesinnung stehenden Metropole kein verantwortlicher Staatsbeamter, und so kann er sagen, was er will, ohne diplomatische Vorstellungen dadurch zu veranlassen. Trotzdem sah die Sache auf den ersten Blick sonderbar aus. Der Zar und der Sultan befinden sich miteinander im Frieden, sie verkehren durch Gesandtschaften in aller Freundschaft, sie haben noch ganz kürzlich sich über die beste Methode verständigt, das Überschäumen des bulgarischen Einheitsdranges zu verhüten, sie tauschen Komplimente und Geschenke aus. Nichtsdestoweniger hört der Kaiser Alexander ohne Widerspruch und Tadel aus dem Munde eines hochstehenden Mannes einen frommen Wunsch an, dessen Ausführung die Absendung eines russischen Heeres in die Lande des Sultans und die Einnahme von dessen Hauptstadt einschließt. Dieser Wunsch wurde nicht geradezu ausgesprochen, schien aber deutlich durch die Erinnerung hindurch. In der Kirche der heiligen Sophia fand am 29. Mai 1453 das letzte große Blutbad statt, als die Türken Konstantinopel erstürmten. Der Kaiser war in der Bresche gefallen, die Soldaten desselben waren geflohen oder niedergehauen worden, eine Masse Unbewaffneter, darunter Frauen und Kinder, hatten in den Mauern des Gotteshauses eine Zuflucht gesucht und wurden hier von den Siegern abgeschlachtet. Eine Legende der orientalischen Kirche berichtet, daß beim Eindringen der türkischen Krieger gerade zwei Priester in blauen Gewändern am Altare Messe gelesen hätten und bei Beginn des Gemetzels wunderbar entrückt und in den massiven Wänden geborgen worden wären. Von Zeit zu Zeit kämen sie heraus, um schweigend durch Geberden den geheiligten Ritus zu wiederholen, und eines Tages würden sie wieder erscheinen, um zu sehen, wie der Halbmond von der Kirche entfernt und durch das Symbol des Christentums ersetzt werden würde. Im Osten erhalten sich solche Erinnerungen lange, und die Russen sind ein Volk des Ostens. Wenn ein Präsident der französischen Republik, der mit uns freundschaftliche Beziehungen unterhielt, in einer öffentlichen Ansprache an sich eine Stelle gestatten wollte, welche eine Anspielung auf den Einmarsch des französischen Heeres in Berlin einschloffe, so würden wir darin sicher ein Zeichen erblicken dürfen, daß nächstens ein Krieg ausbrechen

würde. In Betreff der Türkei wird manches gesagt und gethan, was in Bezug auf andre Staaten nicht ohne Gefahr gesagt und gethan werden könnte, und so darf man nicht viel darauf geben, wenn der Zar dem Bürgermeister nicht widersprach, sondern sich begnügte, auf seine Anspielung zu schweigen, als ob er ihren letzten Sinn nicht herausgeföhlt hätte. Trotzdem hat die Moskauer Kundgebung einige Bedeutung. Wir hören in ihr eine Partei sich äußern, die neben dem Kaiser eine Meinung und Wünsche hat, mit denen sie bei seinem Vorgänger auf dem Throne schon einmal durchdrang. Diese Partei glaubt mit seiner Politik auf der Balkanhalbinsel unzufrieden sein zu müssen. Die russische Politik sah die Versuche, ein Großbulgarien zu schaffen, mit ungünstigen Blicken an, sie behandelte einen beim dortigen Volke beliebten Fürsten mit Mißtrauen und Schroffheit, sie verfuhr in verschiedenen Beziehungen türkischer als die Türken selbst. Sie widersprach damit scheinbar allen moskowitzischen Überlieferungen und machte sich Gegner unter den christlichen Nationen des Südostens, und sie hatte überdies das Mißgeschick, ihre Pläne vereitelt zu sehen. Der Mut, der militärische Erfolg und die diplomatische Gewandtheit des Fürsten Alexander haben dem Kaiser Alexander einen nicht gering zu schätzenden Nebenbuhler bei seinem Anspruch auf die Liebe und Anhänglichkeit der durch seinen Vater mit Rußlands Waffen befreiten Bulgaren an die Seite gestellt. Der Zar hat mit dem Bestreben, diese nicht einiger und selbstständiger werden zu lassen, bewirkt, daß sie ihre Blicke lieber nach London, nach Wien, ja nach Konstantinopel richten als nach Petersburg. Er ist nicht mehr der vornehmste Wortführer und Vorsechter der Völkerschaften zwischen der Adria und dem Schwarzen Meere, nicht mehr der gefeierte Sachwalter des Christentums in diesen Gegenden. Nicht unwahrscheinlich ist es infolge seiner Politik, daß er die Rumänen, die Serben und die Bulgaren gegen sich vereinigen würde, wenn er jetzt den Weg betreten wollte, den 1877 sein Vater einschlug. Auch die Griechen haben ihm nichts zu danken und von einem Bündnis mit ihm mehr zu fürchten als zu hoffen. Daß seine Politik die Interessen Rußlands wahrzunehmen strebte, ohne das gute Einvernehmen mit den nachbarlichen Großmächten zu opfern und den Weltfrieden zu gefährden, vermag jene chauvinistische Partei nicht zu begreifen, sie sieht nur, daß Rußland nicht vorwärts, eher rückwärts gekommen ist, und sie hat, obwohl der Zar autokratisch herrscht, Anspruch auf Rücksichten. So erklären wir uns die Rede in Sebastopol und die Erlaubnis zu telegraphischer Weiterverbreitung der Ansprache des Moskauer Stadthauptes: sie sollten Winke für die russischen Panславisten und für die Welt sein, daß noch nicht aller Tage Abend gekommen, daß aufgeschoben nicht aufgehoben sei, daß der alte Streit zwischen dem orthodoxen Christentum und dem Muselman einmal wieder ausbrechen und ein neuer Kreuzzug zur Eroberung der Kaiserstadt am Goldenen Horn stattfinden werde. Die russische Flotte des Schwarzen Meeres, die 1854 nicht gerade ruhmvoll unterging — sie wurde versenkt, um die Einfahrt in den Hafen von Sebastopol zu versperren —

soll wieder ins Leben gerufen werden, und wenn Rumänien und Bulgarien im Vereine mit einer andern Macht den Landweg nach Stambul verlegten, so könnte ein erfolgreicher Angriff zur See als erster Schritt zu der Operation notwendig erscheinen, welche der Bürgermeister von Moskau andeutete. Die Lage Rußlands ist jedoch gegenwärtig sehr verschieden von der in den Jahren 1854 und 1876. Im erstgenannten Jahre hatte man sich in Petersburg der freundschaftlichen Neutralität Preußens und dadurch zugleich der Passivität Oesterreichs versichert. 1876 hatte man sich im voraus die bedingte Zustimmung Deutschlands und Oesterreichs verschafft. Frankreich konnte sich nicht regen. England allein war nicht sehr gefährlich und überdies geteilter Meinung, mit Disraeli voll Argwohn auf die Russen, mit Gladstone voll frommer Entrüstung über die Greuelthaten des „unaussprechlichen Türken“ gegen den christlichen Bulgarenbruder. Es ist ferner noch ein anderer Unterschied zwischen damals und jetzt. Bis 1878 war der Zar stets imstande, sein Vorgehen gegen Konstantinopel mit dem Anspruche auf Verteidigung und Befreiung zu maskiren, den die ober oder jene unterdrückte christliche Völkerschaft im Reiche der Pforte erhob. Diese Gelegenheit zur Verdeckung von Eroberungsgedanken ist jetzt weggefallen. Die Serben, die Rumänen, die Bulgaren bedürfen seiner Gönnerschaft und Hilfe nicht mehr. Wenn Rußland einmal wieder gegen die Türkei zu Felde zieht, so wird es, soweit es sich um den europäischen Teil des Kriegsschauplatzes handelt, den Angriff sofort mit einer Belagerung Konstantinopels eröffnen müssen. Die Schwierigkeit eines solchen Beginnes des Krieges ist keine bloß militärische, obgleich die Ruß auch von diesem Standpunkte betrachtet nicht so leicht zu knacken sein wird, als russische Artillerieoffiziere meinen. Man würde damit in der westlichen Welt eine Aufregung hervorrufen, wie man sie viele Jahrzehnte nicht erlebt hätte. Es würde einen gewaltigen Kampf kosten, wenn die Frage endgiltig entschieden werden sollte, ob auf der Hagia Sophia statt des Halbmondes das Kreuz strahlen soll, welches der Moskauer Bürgermeister ihr wünscht. Oesterreich-Ungarn kann, soweit sich jetzt sehen und rechnen läßt, nicht gelassen zuschauen, wie die alte Hauptstadt Ostroms, wie das Zarigrad der Slawenwelt in den Besitz des Kaisers von Rußland übergeht, und Oesterreich-Ungarn ist der Verbündete Deutschlands. Auch ist es nicht wahrscheinlich, daß England zulassen würde, daß der Schlüssel zum Mittelmeere und die Stadt, wo das geistliche Oberhaupt seiner kriegstüchtigsten asiatischen Unterthanen thront, in russische Hände geriete. Ebensovienig ist eine Abfindung oder Entschädigung für Oesterreich-Ungarn durch russischen Verzicht auf die Westhälfte der Balkanhalbinsel, für England durch russische Zusagen von Enthaltksamkeit in Betreff Afghanistans und Persiens leicht denkbar, da solche Zusagen nach der Natur der Dinge kaum auf die Dauer zu halten sein und über kurz oder lang gebrochen werden würden. So aber würde der neue russische Kreuzzug aller Wahrscheinlichkeit zufolge gleich anfangs dem Einspruche zweier Großmächte des Festlandes begegnen, hinter

denen England mit seiner Kriegsflotte und seinem Gelde stünde. Die Russen mögen in noch so weiten Kreisen sich nach dem Besitze von Konstantinopel sehnen, ihre Regierung wird sich, so lange sie irgend kann, gegen den Feldzug sträuben, der dazu erforderlich wäre. Sie wird sich hüten, wie die Amerikaner sich ausdrücken, „schlafende Schlangen zu wecken.“ Die Vision des Moskauer Stadtvaters wird deshalb wohl noch geraume Zeit ein so schattenhaftes Traumgebilde bleiben, wie die Wiedererscheinung der blauen Priester in der Mauerzelle der Hagia Sophia.

Dazu kommen noch andre beruhigende Betrachtungen. In den letzten Jahren hat Rußland sehr erhebliche Vorteile aus seiner freundschaftlichen Stellung zu seinen nächsten großen Nachbarn im Westen gezogen. Wir erinnern nur an sein Wiedererstarken auf dem Schwarzen Meere, an die Erweiterung und Befestigung seiner Herrschaft in Mittelasien, an das Zurückweichen Englands im nordwestlichen Afghanistan, dem Glacis von Herat, endlich vor allem an die Schläge, die in der letzten Zeit auf die Hoffnungen und Bestrebungen der Polen fielen. In der öffentlichen Diskussion haben die Polenreden des deutschen Reichskanzlers nach ihrer Bedeutung für Rußland nicht hinreichende Würdigung erfahren, und allerdings wurden sie zunächst im Interesse des preussischen Staates und des deutschen Kulturlebens gehalten; aber ihre ersten praktischen Erfolge mußten Rußland zu Gute kommen. Sie wurden keineswegs bloß nach Posen hingespochen, sondern auch nach Warschau, Krakau und Lemberg, nach Petersburg und nach Wien. Sie vernichteten jeden ernstern Gedanken einer Möglichkeit, daß Deutschland je irgendwelche Versuche zur Verwirklichung polnischer Restaurationspläne begünstigen werde. Sie verbreiteten Klarheit auch über Oesterreichs eigentliche Stellung zu dieser für Rußland hochwichtigen Angelegenheit. Der Schreck, der den galizischen Polen in die Glieder fuhr, bezeugte deutlich, daß man den Kanzler in diesen Kreisen verstanden hatte, und ihr Geflüster, daß Oesterreich mit der Zustimmung zu jenen Äußerungen sich für den Fall des unvermeidlichen Zusammenstoßes mit dem russischen Nachbar seines besten Armes berauben würde, konnte an der Thatsache nichts mehr ändern. Eins der Hauptbindemittel zwischen den drei europäischen Kaisermächten, vielleicht das wichtigste, ist die polnische Frage, die für Rußland größere Gefahr in sich birgt als für seine beiden Nachbarn. Die Panlawisten wollen die Richtigkeit solcher Betrachtungen nicht anerkennen. Sie erblicken in einem Zusammengehen der russischen Politik mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn keinen Gewinn, nur Gefahren und Verluste. Aber der Zar hat, obwohl er sich in Fragen der innern Politik mehr zu ihnen hinneigte, als im Interesse der deutschen Nationalität und wohl selbst im rechtsverstandenen Interesse des russischen Staates selbst zu wünschen war, von Anfang seiner Regierung an bewiesen, daß er ihre Anschauungen in Sachen der auswärtigen Politik nicht teilt. Er ist ein rechtlicher Mann mit Sinn für andrer rechtliche Denkart, und er besitzt gesunden Menschenverstand und in

seinem Minister Giers einen maßvoll denkenden, dem Frieden zugewendeten Ratgeber. Er setzte Vertrauen in den Fürsten Bismarck und fand sich damit nicht getäuscht. Er weiß, daß die Panlawisten Elemente einschließen, die in doppelter Beziehung nicht seine Freunde sind. Diese Elemente drängen zu Unternehmungen, die einmal möglich werden können, vor der Hand aber unausführbar und gefährlich sein würden, und diese Elemente sind der bestehenden Ordnung im allgemeinen, nicht bloß in Mitteleuropa und im Südosten, sondern auch in Rußland selbst feindlich, sie hoffen und erstreben Umwälzung und Umsturz der monarchischen Gewalt, gleichviel ob sie es offen erklären oder nicht.

Wenden wir die Blicke nach Westen, wo die russischen Chauvinisten einen Bundesgenossen gegen uns suchen und nach ihrer Art finden, so erscheint uns der Himmel auch hier zwar nicht unbewölkt, aber ohne Anzeichen, welche auf nahe Gefahr schließen lassen. Es mag Wahres darunter sein, wenn ein Moskauer Blatt sich aus Paris schreiben läßt, daß die Franzosen zur Zeit einen Krieg mit Deutschland zwar nicht gerade ersehnen, aber auch nicht mehr fürchten, und daß sie sich unter Umständen für einen solchen leichter entflammen lassen würden als 1870. Eine Hauptursache dieser Erscheinung liege nicht auf dem Gebiete der Politik, sondern in der Krisis, unter welcher Frankreich gegenwärtig in industriellen, kommerziellen und landwirtschaftlichen Kreisen zu leiden habe. Vielfach herrschten Stockung und Unzufriedenheit, die den Wunsch erregten, es möge im Innern oder nach außen hin sich etwas ereignen, wodurch die Stockung beseitigt würde. „Die Mehrheit der Franzosen — so berichtet der Korrespondent des russischen Blattes, der mit dieser Mehrheit freilich kaum Rücksprache genommen haben wird — ist überzeugt, daß das nicht so weiter gehen könne. Desgleichen trägt die politische Lage des Landes nicht wenig zu dieser verdrießlichen Stimmung bei. Daß die Republik und selbst der Parlamentarismus in der letzten Zeit Bankrott gemacht haben, gesteht sich im Stillen sogar jeder hinreichend intelligente Republikaner zu. Despotismus der herrschenden Partei, Spionage und ewige Häßerei haben andererseits den Konservativen in der Provinz das Leben zur Marter gemacht. Alle sehnen sich nach einer Änderung, überzeugt, daß es dadurch nicht schlechter werden könne. Infolge der eigentümlichen Beweglichkeit, Sensibilität und Nervosität der Franzosen werden bei solcher Stimmung die einen den Krieg oder einen monarchischen Staatsstreich freudig begrüßen, die andern ihn gelassen hinnehmen, alle aber etwas wie Erleichterung empfinden.“

Wir glauben, daß der Verfasser dieses Berichts übertreibt, weil die Wahrheit in dieser Vergrößerung besser zu seinen Wünschen paßt. Aber etwas Wahres liegt seiner Darstellung ohne Zweifel zu Grunde. Die russischen Panlawisten denken an ein gemeinschaftliches Vorgehen mit den revanchedürstenden Franzosen gegen Deutschland. Sie dachten schon 1879 daran und begegneten einer Ablehnung. Man bedurfte damals in Paris des Friedens, man sah, daß

Frankreich nicht genügend gerüstet war, um mit Aussicht auf Erfolg einen Krieg mit dem deutschen Reiche zu wagen. Ist das noch heute so? Die große Mehrzahl der Franzosen, das arbeitende Volk, der Bauer, der Fabrikant, der Kaufmann, wird unbedenklich als jedem Kriege abgeneigt bezeichnet werden dürfen. Aber dieser Teil der Nation bestimmt selbst in der Republik die Politik derselben nicht. Es giebt auch hier eine Kabinettpolitik, und gerade hier ist das, was man „öffentliche Meinung“ nennt, das Interesse, die Ansichten und die Bestrebungen der Parteien in der Presse, in Vereinen und Versammlungen von großem Einflusse. „Patrioten“ mit dem Hauptwunsche, von sich reden zu machen und eine Rolle zu spielen, strebsame Parlamentarier, Generale, die sich etwas zutrauen, arbeiten offen oder insgeheim und indirekt auf einen neuen Krieg mit Deutschland hin. Das seit 1870 herangewachsene neue Geschlecht, welches nicht durch Erfahrung darüber belehrt worden ist, was ein unglücklicher Krieg zu bedeuten hat, ist in der Vorstellung erzogen worden, daß ein abermaliger Kampf mit den Deutschen Ehrensache der Nation und daß ein Sieg der französischen Waffen diesmal mit unzweifelhafter Sicherheit zu erwarten sei. Endlich scheint auch ein Teil der Geschäftswelt dem ihr unaufhörlich vorgetragenen Wahne zu huldigen, es könne dem Darniederliegen der französischen Industrie nur abgeholfen werden, wenn mit einer Niederwerfung der Deutschen auf politischem Gebiete auch deren Kraft zum Wettbewerb auf gewerblichem gebrochen würde. Daß alle Prätendenten, wenn sie auf den Thron gelangten, einen Krieg mit uns, der ihnen Elsaß-Lothringen verhiesse, mit dem sie ihre Gegner als Morgengabe versöhnen könnten, als notwendig für ihre Erhaltung in der Herrschaft betrachten würden, ist so selbstverständlich, daß es kaum hervorhoben zu werden verdient; namentlich gilt es von den orleanistischen Prinzen.

An dem Willen zu einem neuen Waffengange mit uns fehlt es also bei denjenigen Teilen der französischen Nation, welche den Ausschlag zu geben pflegen, gewiß nicht. Wie aber steht es mit dem Können? Ist man genügend gerüstet dazu? An eifriger Bemühung, die militärischen Mittel Frankreichs denen Deutschlands gewachsen zu machen, hat es nicht gefehlt. Jeder der vielen Kriegsminister, die einander von 1871 an im Amte folgten, hat in dieser Richtung gethan, was er konnte, und keine Deputirtenkammer hat irgendwie gezaudert, die dazu erforderlichen ungeheuern Geldmittel zu bewilligen. Mag man sich in mancher Maßregel vergriffen, mag man sich in mancher Erwartung getäuscht haben, so ist doch im ganzen unzweifelhaft Großes erreicht worden. Das jetzige französische Heer ist nicht bloß nach der Zahl seiner Regimenter und Batterien eine gewaltige Waffe. Man hat den Preußen viel abgelernt, man hat alles benutzt, was die Technik unsrer Zeit zur Ausrüstung von Armeen darbietet. Nicht bloß die Bewaffnung der Infanterie, die Pferde und Geschütze, das Militärtransportwesen lassen wenig zu wünschen übrig, sondern auch die Kriegstelegraphie, die Taubenpost, das Ballonwesen befinden sich fast durchgehends auf der Höhe

der Zeit. Der Osten des Landes und Paris starren von furchtbaren Festungswerken. Nur eins haben die Franzosen uns nicht nachthun können: sie besitzen kein preussisches Offizierkorps, das sich eben nicht machen läßt, sondern gewachsen sein muß. Sie wissen dies aber nicht, und da sie nach der Art ihrer Nation überhaupt Neigung haben, sich zu überschätzen, so halten sie sich jetzt gewiß für hinreichend gerüstet, uns bei passender Gelegenheit den Krieg zu erklären, um Rache für Sedan zu nehmen und Metz und Straßburg wieder zu erobern. Aber eins fehlt noch in der Rechnung, und dieser Mangel verbürgt uns für jetzt und vermutlich für lange Zeit noch den Frieden: die passende Gelegenheit und das trotz alles Selbstgefühls immer noch als notwendig angesehene Bündnis mit einer dritten Großmacht. Dieses ist wenigstens solange nicht zu haben, als Frankreich eine Republik, ein im ärgsten Sinne parlamentarisch regierter Staat, ein politischer Proteus bleibt, mit dem sich nicht rechnen läßt. Weder ein Bündnis mit England ist jetzt möglich, noch ein solches mit Italien. Dort trennt Agypten und die Kolonialpolitik, hier die Erinnerung an Tunis und die Mittelmeerpolitik überhaupt. In Rußland wären die Panlawisten sofort zu haben, dieselben sind aber vor der Hand nicht die Regierung, und ein Zar müßte sein eigenstes Interesse verkennen, wenn er sich mit Republikanern verbände, die binnen kurzem von den Gesinnungsvettern der Nihilisten beerbt werden können. Dafür aber, daß die Prätendenten nicht obenauf kommen und Frankreich bündnisfähig machen, sorgen eben jetzt einträchtig alle republikanischen Parteien. Was uns in Frankreich allein ernste Bedenken einflößen konnte, daß der Friede mit uns bald gebrochen werden könnte, die Monarchie, wird aus Frankreich ausgewiesen oder für die erste Lebensregung mit Ausweisung bedroht. Uns kann das selbstverständlich nur angenehm sein — sehr angenehm.



Ungehaltene Reden eines Nichtgewählten.

19.



o soll denn abermals das Volk eines seiner heiligen Rechte beraubt werden! Ein dürstiger Rest unsrer Errungenschaften war noch dem Späherblick der nimmersatten Reaktion entgangen, die Pantzfreiheit, stillvergnügt tranken wir all die wunderbaren Gebräue, welche vom Bier nichts als den Namen an sich haben, und litten still, was drauf folgte. Aber nicht einmal das Menschenrecht, sich den Magen zu verderben, sich langsam zu vergiften, erkennt der moderne Polizeistaat an, nicht einmal das Kopfweh des armen Mannes flößt ihm Respekt ein, die gute alte Sitte verachtet er, und jeder Fortschritt ist ihm ein Greuel. Bier soll nur aus Hopfen und Malz gebraut werden? Nun, ich gebe zu, daß Franziskaner- und Spatenbräu gut schmecken, den Durst löschen und wieder

Grenzboten II. 1886.

68